

# ORIENTIERUNG

*Katholische Blätter für weltanschauliche Information*

Erscheint zweimal monatlich

Nr. 4

22. Jahrgang der «Apologetischen Blätter»

Zürich, den 28. Februar 1958

## Zur Zeit

18 Antworten auf eine Umfrage: In Massenverbreitung — War diese Umfrage passend? — Wofür ist sie «signifikant»? — Nur wenige setzen sich ernstlich auseinander — Wie müsste man mit diesen Menschen über das Christentum reden?

## Philosophie

Wege zu Christus: *Der vierte Weg, die Liebe*: Kann ein Mensch, der liebt, das wollen, was Jesus bei der Eucharistie tat? — In der Liebe existiert allein die Person — Der durch das Mit-Sein geschaffene Raum — Das Wir-Sprechen der Liebe — Die Ohnmacht der Liebe — Die Andeutung des Todes in der Liebe — Intimität und Distanz — Die Antwort auf die Eingangsfrage — Und Jesus? — Er liebt wirklich — aber philosophisch nicht verstehbar.

## Politik

Auf höchster Ebene: Worin sich der Westen einig ist — Die Uneinigkeit in den Mitteln — Wie konnte der Kommunismus solche Macht erringen? — Gerade in Russland? — Die «proletarischen Völker» und Russland — Russlands Hilfe an sie — Warum Russland jetzt Gespräche auf höchster Ebene will — Die tiefsten Wurzeln der westlichen Einheit — Drei Dinge, deren der Westen dringend bedarf.

## Theologie

Fragen der Theologie heute (Erwägungen zu einer verheissungsvollen Veröffentlichung der Churer Professoren): 1. Die theologische Arbeit der letzten und dieser Generation — Von der Abwehr zur positiven Arbeit — 2. Neues Verhältnis zur protestantischen Theologie — Vom Gegensatz und von der blinden Bewunderung zur gemeinsamen Arbeit — Hemmende Momente — 3. Die Verbindung von Seelsorge und Theologie — eine noch schwache Verbindung — und was noch fehlt...

## Bücher

Soziales: Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie — Friedrich Tappe: Soziologie der japanischen Familie.

## Was halten Sie vom Christentum?\*

Nein, so geht es nicht.

Wir haben Sinn und Verständnis für ein nagendes, bohrendes, quälendes Fragen nach Gott. Es findet sich in den Psalmen, in Kapiteln des Römerbriefes, in den Bekenntnissen Augustins. Wir kennen es aus ehrlichen Aufzeichnungen von Mystikern, Heiligen und Sündern. Wir erschrecken auch nicht bei leidenschaftlichen und geradezu blasphemischen Ausbrüchen. Im Buch Hiob zittert ein Zorn und gellt ein Schrei, neben dem selbst Goethes Prometheus bürgerlich zahm erscheint. Aber hinter all dem steht ein unheimlicher Ernst, der weiß, daß es um das Absolute geht.

Gerade das ist aber hier bei Karlheinz Deschner keineswegs der Fall.

Die Herausgabe seiner Schrift dient mehr der literarischen Sensation und dem Bedürfnis, sich zum Wort zu melden, als der persönlichen Entscheidung in der Frage, die sich immer dann stellt, wenn man den Anruf Gottes vernimmt. Schon das Vorwort des Herausgebers ist auf einen schnodderigen Ton abgestimmt, den man dort ganz einfach nicht erträgt, wo es um den persönlichen Glauben von mehreren hundert

Millionen Menschen geht. Die Gesamtformulierung «Was halten Sie vom Christentum?» ist verräterisch. Ist es denn wirklich so bedeutsam, was dieser oder jener Schriftsteller deutscher Provenienz vom Christentum hält? Hat die Meinung des Herrn X und des Herrn Y, von dem nach 10, 20 Jahren keiner mehr spricht, wirklich so viel Gewicht, daß man ein Bündlein, in welchem 18 solcher Antworten stehen, in einer Auflage von 30000 ins Volk werfen muß? Auch das Wort «Christentum» ist «signifikant», um ein Lieblingswort Karlheinz Deschners zu gebrauchen. Es geht ihm also nicht um Christus und nicht um die Kirche, sondern um ein Etwas, um ein harmloses Neutrum, über das man sich nach Belieben ein Urteil bilden kann.

Die Mehrzahl der angefragten Schriftsteller haben diesen mangelnden Ernst verspürt und die Antwort verweigert. Und zwar keineswegs aus politischen Rücksichten verweigert, wie der Herausgeber die negativen Antworten oder das Ausbleiben der Antworten verharmlosen will, sondern weil die Christusfrage ihnen zu ernst und zu wichtig ist, um in dieser Weise Red und Antwort zu stehen. Von den ersten 20 Schriftstellern, die angefragt wurden, hat ein einziger reagiert. Bei einem nochmaligen Vorstoß kamen schließlich von 50 Angefragten 18 Antworten zusammen, und zwar von Atheisten, Juden,

\* Herausgegeben von Karlheinz Deschner. Paul List Verlag, München, List Bücherei Nr. 105, 1957. 142 Seiten.

Protestanten, Katholiken. Antworten, die recht verschieden lauten und auch in ihrem Gewicht sehr unterschiedlich sind. Jeder Autor hat seiner Antwort ein ganz kurzes Curriculum Vitae vorausgeschickt, das meist sehr verräterisch ist und bei etlichen durch seine Selbstgefälligkeit und sein Von-oben-herab einen schlechten Ausweis zur Beantwortung einer religiösen Frage liefert. Bei einigen spürt man beinahe in jedem Satz, daß es ihnen mehr um gespreizte pseudogescheite Formulierung geht als um die Sache selbst. Man muß nur beispielsweise die anmaßenden Vorbemerkungen lesen, die Ludwig Marcuse seiner Antwort vorausschickt. Er betont, daß er zwölf Bücher veröffentlicht habe und nennt dabei seine völlige Verzeichnung des Ignatius von Loyola das gelesenste seiner Bücher. In Wirklichkeit ist gerade dieses Buch Konstruktion der Phantasie anstelle historischer Wirklichkeit. Nur ganz wenige Antworten stammen von Katholiken. Die meisten der Angefragten haben offenbar instinktsicher gespürt, daß ihr überzeugtes Credo nicht in diesen Rahmen gehört.

Hat man nach mehreren Anläufen, mit viel Selbstüberwindung, das Bändchen endlich zu Ende gelesen, so ist die Wirkung eine Mischung von Zorn über soviel Oberflächlichkeit und von Lächeln über soviel Einbildung.

Auf keinen Fall gewinnt man die Überzeugung des Herausgebers, daß die Beiträge «fast samt und sonders eminent bedenkenswerte Dokumente geistiger Menschen unserer Sprache und unserer Zeit» seien. Man hat im Gegenteil den Eindruck, daß die Mehrzahl der Verfasser ehrfurchtslos über die Ehrfurcht, lieblos über die Liebe und gottlos über Gott geschrieben hat. Ginge es um ein Interview «Was halten Sie von diesem oder jenem Artikel dieser oder jener Firma», so ließe man sich eine derartige reklamehafte, propagandistische Zusammenstellung gefallen. Wo es aber um Christus geht, kann man diese Art der Behandlung und Darstellung nur mit einem klaren, deutlichen Nein beantworten.

Hans Urs von Balthasar, den man mit etwas peinlicher Überraschung unter diesen Autoren findet, hat die Gelegenheit benützt – das war wohl auch der einzige Grund seiner Zusage –, den unvergleichlichen Christus allen Vergleichen mit Buddha, Mohammed, Religionsstiftern, Philosophen, Gesetzgebern usw. völlig zu entziehen und die kühnen, schlechterdings einmaligen Christusworte als Aussagen des menschengewordenen Gotteswortes gegenüber allem Menschengeschwätz, auch wenn dieses von Dichtern oder gar von Dichtern stammt, unverrückbar zu distanzieren.

Christus selbst hat einmal die Frage gestellt: Für wen haltet ihr mich? Es war aber nicht die Frage nach dem Christentum, sondern eben nach dem Christus. Die Frage hat die Gefragten vor jene Entscheidung gestellt, die in ihrer Antwort unabsehbare Folgen hatte. Christus hat sich daraufhin von den Neinsagern, ja sogar von denen, die nur halb ja sagten, abgewandt und den Seinen den Auftrag gegeben, den andern nicht mehr zu sagen, daß er der Messias sei. Hier haben Frage und Antwort den erforderlichen Ernst.

\*

Wenn man sich trotz allem Gewalt antut und die Schrift Karlheinz Deschners bis zu Ende durchliest, dann geschieht es vor allem aus dem Grund, weil man wissen möchte, was diese Menschen nun eigentlich von Christus und dem Christentum fernhält, soweit sie tatsächlich fernstehen. Da macht man aber die schmerzliche Erfahrung, daß die angeführten Gründe mit verschwindenden Ausnahmen nichts anderes sind als alte Schläger und verstaubte Ladenhüter. Diese Neinsager bauen sich ihr Christentum a priori und nach eigenem Gutdünken. Wenn dann die Lehre Christi und seiner Kirche nicht mit ihrer Konstruktion übereinstimmt, wird nicht etwa diese korrigiert, sondern ganz einfach Christus und seine Kirche – nicht frischfröhlich, sondern hochnäsiger und süffisant – beiseite geschoben.

Dem einen ist Christentum, so wie es sein sollte, nichts anderes als Harnack'sche Humanität. Sowohl der religiöse Sozialismus wie die dialektische Theologie sind spurlos vorübergegangen. Selbst zwei Weltkriege haben nicht vermocht, diesen Menschen die Augen zu öffnen. Sie verspüren weder die Dämonie der Macht und des Geldes und des Sexus, noch den unausweichlichen Ernst des Gekreuzigten, noch die Kraft des Glaubens, die Tausenden und Abertausenden in nazistischen Konzentrationslagern, chinesischen Gefängnissen und sibirischer Zwangsarbeit die einzige Hilfe war und ist.

Andern ist das Christentum, so wie sie es sich denken und wünschen, eine soziale Bewegung. Da es nun aber nach ihrer Überzeugung den revolutionären Schwung und die alles umstürzende Kraft verloren hat, zählt es für sie nicht mehr.

Andere legen die ausgeleierte Platte vom Unterschied zwischen Christentum und Kirche als völlig neue Erkenntnis ihres veralteten Geistes auf, berufen sich dabei, wie es sich für einen Künstler gebührt, selbstverständlich auf Dostojewskijs Großinquisitor oder auf Shaws Johanna und wännen noch mit ihrer Antiquariatserkenntnis ein neues Evangelium zu verkünden.

Wieder andere berufen sich auf die schlechten Christen, um die Güte des Evangeliums in Frage stellen zu können. Als ob das Versagen der Menschen einen Beweis gegen Gott liefern könnte. Selten und wirklich nur ausnahmsweise findet sich in diesen Schriftstellerzeugnissen ein Niederschlag der heutigen Diskussion.

Es wird zwar einmal der Versuch gemacht, aus den Thesen der formgeschichtlichen Exegese ein Argument gegen den historischen Christus zu schmieden, und zwar durch die Behauptung, die Evangelien seien gemachte Naivität und gestellte Primitivität. Der Verfasser hat offenbar noch nie mit wirklichem Gespür für Echtheit das schlichte Markus-Evangelium gelesen, sondern sein Wissen aus zweiter und dritter Quelle geschöpft, kann aber dadurch um so unbefangener schreiben.

So ist der Ertrag für die Methode und Einstellung unserer Verkündigung äußerst mager.

\*

Das einzig Positive, abgesehen von den wenigen wirklich gläubigen, überzeugten und überzeugenden Bekenntnissen einiger Mitarbeiter, ist die Erkenntnis, daß Christus trotz allem die Menschen nicht in Ruhe läßt. Sie tragen zwar da und dort eine scheinbare Ruhe zur Schau. Aber gerade dort wird es deutlich, daß es die Ruhe eines ausgebrannten Kraters ist, dessen Gestein und dessen vertrockneter Lava man noch ansieht, daß einmal echtes Feuer in ihnen gebrannt und gelodert hat. Es steht zu hoffen, daß unter ganzen Bergen von Schlacken irgendwo die Glut noch schwelt. Solange ein Mensch noch über Christus spricht und schreibt, darf man die Hoffnung bei ihm nicht aufgeben.

Andere erwecken den Eindruck einer verstaubten Ampel mit ranzigem Bodensatz. Wenn es gelänge, in ihnen das Licht Christi wieder anzuzünden, bekäme ihre ganze Existenz und ihr Schreiben wieder den ursprünglichen Sinn und Zweck.

Nur ganz wenige sind es, bei denen die Ablehnung durch ein leidenschaftliches Nein das innere Ergriffensein von der Fragestellung und den ganz persönlichen Ernst der Auseinandersetzung spüren läßt. Mit ihnen wäre eine wirkliche Diskussion vielleicht am fruchtbarsten. In diesen wenigen Texten ist dann auch für die Verkündigung etwas zu lernen. Denn gerade bei ihnen wird es klar, daß man nicht um Unwesentliches streiten soll, sondern daß man ihnen am besten im Anschluß an das Neue Testament sowohl die seelische wie die übermenschliche Größe Christi zeigen müßte, ohne sich in Einzelheiten zu verlieren und ohne viele theologische Definitionen, Distinktionen und Deduktionen. Auch die Kirche könnte ihnen wohl am besten und sinnvollsten von Christus

her gezeigt werden, und zwar nicht so sehr als Institution, die von ihm gegründet wurde, sondern als das Mysterium des fortlebenden und fortwirkenden Christus. In dem Maß als sie Künstler sind, müßten sie für dieses Geheimnis doch irgendwo einen Sinn haben und von da aus den Zugang zu jener ganzen geheimnisvollen Welt finden, die sich dem Glaubenden über das bloße Wissen hinaus erschließt.

Und endlich wissen wir aus dem Evangelium, daß Christus auch Blindgeborene sehend gemacht hat, freilich unter der Voraussetzung, daß diese Blinden sich nicht für Sehende halten, sondern wirklich noch suchende Menschen sind, die mit den Blinden von Jericho mitten im beschwichtigenden

Reden der Masse den Schrei des Herzens laut werden lassen: «Jesus, Sohn Davids, erbarme dich unser!» Das Wissen um die geistigen Grenzen unseres Erkennens und das Bewußtsein eigener menschlicher Armseligkeit ist Voraussetzung für die Gnade des Glaubens. Die schönste Antwort auf die Frage: «Was halten Sie vom Christentum?», ist das lebendige Glaubenszeugnis derer, die nicht in erster Linie etwas vom Christentum halten, sondern die selbst sich vom lebendigen Christus gehalten wissen. Die persönliche innerste Überzeugung, das Ergriffensein von Christus, gehört wesentlich mit zur überzeugenden und im wahren Sinn des Wortes ergreifenden Verkündigung Christi. R. G.

## Wege zu Christus

### *Der vierte Weg: die Liebe*

Bei diesem Versuch gehen wir von einem im Evangelium berichteten Phänomen aus, suchen dann nach den darunterliegenden Daseinsgrundlagen und fragen, ob innerhalb eines philosophischen Menschenverstehens die so entdeckte Existenz Platz findet oder nicht. Bei der Einsetzung der Eucharistie und schon vorher in der Lebensbrotrede hat Jesus seinen Willen kundgetan, sein ganzes leibhaftes Dasein als geistige Nahrung, als Kraftquelle, als neues Lebensprinzip zu geben. Wir wollen hier nicht die volle Bedeutung dieses Tuns ermessen. Wie das möglich ist und wohin das führt, lassen wir dahingestellt. Was uns hier unmittelbar interessiert, ist die seelische Haltung, die alldem zugrunde liegt. Kann ein Mensch so etwas wünschen? Kann ein Mensch aussagen: Ich liebe euch so sehr, daß ich möchte, euer Dasein würde die Lebenskräfte aus mir beziehen? Kann so etwas gewünscht und gewollt werden? Romano Guardini macht zu alldem eine psychologisch tiefgehende Bemerkung, die der Deutung einen Zugang eröffnet: Fragen wir einen wirklich liebenden Menschen, ob er dem, der ihm teuer ist, alles geben würde, was er besitzt, dann würde er ohne weiteres zustimmen. Fragen wir ihn weiter, ob er sich selbst für ihn wohl auch opfern wolle, würde er auch darauf, nach dem Ausmaß seiner Liebe, mit Ja antworten. Endlich stellen wir die entscheidende Frage, ob er wolle, daß der andere sein konkretes Sein in sich aufnehme; hier muß er stutzen, gerade wenn er ein wirklich großmütiger Mensch ist, der weder Feigheit noch Selbstsucht kennt, und muß sich fragen: Bin ich denn so, daß ich ihn, den ich liebe, mit mir erfüllen darf? Würde er in diesem Augenblick nicht das Verworrene, Böse und Unreine im eigenen Seinsinneren empfinden und sich dagegen wehren, aus Furcht, für ihn Gift zu werden? — Damit haben wir unsere Frage präzisiert: Kann ein Mensch, der wirklich liebt, das aussprechen und wollen, was Jesus Christus bei der Eucharistiestiftung und Lebensbrotrede tat? Und umgekehrt: Kann Jesus Christus, falls er wirklich liebt und trotzdem das sagt und will, nur als Mensch betrachtet werden? Betonen wir wiederum: unsere Fragestellung ist eine philosophische und will die volle theologische Wahrheit der Eucharistiestiftung nicht abwägen; die Frage, ob das, was Jesus Christus will, sich wirklich vollziehe oder nicht, wird nicht einmal berührt; hier wird einzig und allein gefragt, ob jemand so etwas wünschen kann. Um die Frage beantworten zu können, müssen wir zuerst den Begriff der menschlichen Liebe klären und dann feststellen, ob Jesus wirklich geliebt hat.

Wohl das erste, was uns in der Liebe überrascht, ist die Unbeantwortbarkeit der Frage, weshalb einer gerade diesen Menschen liebt. Eine Antwort würde man von seiten der psychologischen Motivation erwarten. Die Liebe erfaßt aber

keinen Teilbezirk von Eigenschaften, sondern richtet sich nach der Ganzheit der Existenz des geliebten Wesens. Das Letzte wird in der Liebe erfaßt, das in keiner Weise aus Merkmalen, Eigenschaften oder Tätigkeiten zusammengesetzt ist. Oft werden zwar Gründe aufgeführt, warum wir jemanden lieben; diese Gründe zeigen aber immer den Charakter der Nachträglichkeit. Wir suchen Gründe, da wir das Eigentliche in der Liebe nicht erfassen können, und wir wollen sie uns nach der Analogie anderer seelischer Akte vorstellen. Solange ein Verhältnis nur auf der Ebene der Eigenschaften bleibt, können wir es Sympathie, Achtung, Verehrung oder sonstwie benennen, nie wird es die Bezeichnung Liebe erhalten können. In der Liebe werden die Eigenschaften durchbrochen und der Ort erreicht, wo allein die Person existiert.

Das zweite, was sich uns in der Struktur der Liebe kundtut, ist der durch das Mit-Sein geschaffene eigentümliche Raum; ein Wesensraum, in den etwas hineingestellt werden kann, und das Hineingestellte das sein darf, was es ist und was es sein möchte. Dieser Raum ist aus Freiheit gebaut. Er ist nicht vorgegeben. Er entsteht aus der Haltung heraus, daß man den Andern, das Du, nicht als Besitz behandeln darf, als eine Sache, die einem gehört und die für uns da ist. Die Person kann sich einem nur in dem Maße erschließen, als man einen Raum aus Selbstlosigkeit, Vertrauen und Treue um sie baut, in den sie aus ihrem innersten Ichkern heraustreten kann.

Das sind die ersten Voraussetzungen der Liebe. Sie ist wirklich erst in dem Augenblick vorhanden — und das ist das dritte, was wir in der Struktur der Liebe beobachten —, wo zwei Personen in voller Freiheit sich gegenüber treten und wesensmäßig aussprechen: «Wir». In diesem Wir-Sprechen ist eine endgültige Verpflichtung ausgesagt: Ich möchte «mit» dir sein und möchte auch, daß du «mit» mir seiest. Von diesem Augenblick an biete ich mich dir an, und bleibe jederzeit zu deiner Verfügung. Nie wirst du von diesem Augenblick an allein sein, denn ich bleibe immer «mit» dir. Über alles, was ich habe und bin, sollst du verfügen. Und ich weiß, daß ich auf dich rechnen kann, und meine Person ist in deinen Händen sicherer als in meinen eigenen Händen. Ungefähr dies wird im Wir-Sprechen der Liebe ausgesagt.

Das Nächste, was wir an der Liebe sehen, ist eine eigentümliche Ohnmacht. Der Mensch verzichtet auf jeglichen Zugriff, auf jeglichen Drang nach Versklavung des Andern. Er bietet vielmehr an, und zwar nicht das oder jenes, sondern sich selbst; nicht seinen Leib, nicht seine Talente, Eigenschaften, Reichtümer oder sonst was Gehabtes schenkt er, sondern sein Ich. Gerade in diesem reinen Schenken wird er zum reinen Beschenkten. Der Andere öffnet sich ebenso wie er, und das ist Gnade. Er weiß, daß er dieses Beschenktwerden, wo das Eigentlichste im Andern sich ihm öffnet, nie verdienen kann.

Alle Geschenke, seien sie noch so klein, erhalten den Charakter des Wunderbaren, da dieses Schenken nicht mehr auf der Ebene des Habens und Besitzens, sondern auf derjenigen des Seins vor sich geht: das, was uns da geschenkt wird, ist im Tiefsten immer der Schenkende.

Wir wollen noch auf ein Fünftes und Letztes hinweisen: Es scheint uns, daß das, was in der Liebe gemeint ist, wesentlich jegliche existenzielle Verwirklichung übersteigt. In der Liebe geschieht ein Vorgriff auf das Sein und so hat sie den Charakter einer Übersteigerung. Jegliche existenzielle Verwirklichung der Liebe hat ein «Schon-Da» und ein «Noch-Nicht»: das Meinen der Liebe ist wesentlich mehr, als jegliche existenzielle Verwirklichung. So besitzt die Liebe einen eschatologischen Charakter: jeder Liebesakt deutet den Tod an, das heißt die absolute Existenzgrenze (die irgendwie in der Liebe immer schon durchschritten wurde), wo die Existenz aufhört und das Sein beginnt.

Diese kleine Betrachtung hat uns dahin geführt, wo wir fragen können, wie es sich mit dem Seinsaustausch in der Liebe verhält. Hier entdecken wir einen geheimnisvollen Zwiespalt: die Liebe besteht zwischen Nahesein und Abstand, zwischen Intimität und Distanz. Das ist die echte Vollzugsform der Liebe, wenigstens zuerst. Bald beginnt nämlich die Distanz zu überwiegen. Der Liebende, eben durch die Liebe zur Erkenntnis erweckt, sieht sehr tief in seine eigene Existenz. Er entdeckt, im Lichte der Liebe, in sich das Verfallen, die Selbstsucht, den Machtwillen, die Schwäche, die Undurchsichtigkeiten des Daseins, die eigene Seinsarmut, die Trägheit des Innern und zutiefst das Böse. So wird der Liebende langsam klarsichtig, und es steigt in ihm ein immer tieferreichendes Fremdheitsgefühl vor sich selber auf. Er wird ängstlich, ob er im Schenken nicht die Verfallenheit des eigenen Daseins dem Andern übergebe. Er muß sich auch weiterhin geben, die Liebe bleibt ja Liebe; aber das Geben wird verhalten: es soll nur das Reine, das Würdige zum Andern hinübergehen. Nicht als ob der Liebende sich schämen würde; er hat nichts zu fürchten und ob nichts sich zu schämen, der Andere würde alles verstehen. Er hat trotzdem Angst, weil er den Andern zutiefst liebt.

Fragen wir jetzt: Darf ein Mensch, der wirklich tief, ehrlich und reif liebt, wünschen und wollen, daß der Andere wie ein Zweig seine Lebenswurzelungen in ihn senkt, daß der Andere sein Sein ständig aus ihm bezieht? Lassen wir außer acht, ob dieser Wunsch verwirklicht werden kann oder nicht; hier kommt es uns nur auf ein inneres Wollen und Meinen, auf die moralische Möglichkeit an. Darf ein Mensch überhaupt wünschen, daß eine solche Beziehung zwischen ihm und dem Andern, den er liebt, besteht? Würde er nicht, eben weil er liebt, sagen: nein, das darf ich nicht, mein Dasein ist zutiefst verworren, ich würde für ihn zu Gift? Es scheint, daß das aus dem inneren Gesetz der Liebe heraus so bestimmt ist. Das ist der Punkt, wo das Schenken aufhört, weil ein Weiteres schon nicht mehr Liebe, sondern Haß, und zwar abgründiger Haß, wäre. Ein Haß, der aus einem Menschen emporsteigt, der mit sich abgerechnet hat, der das Böse in sich sieht und beläßt, es zu dem Andern überträgt und so dessen ganzes Dasein vergiftet. Darin ist die äußerste Möglichkeit menschlichen Hasses angedeutet, der schon unter dem Zeichen der Dämonie steht. — Jesus Christus aber spricht ruhig das Wort aus und verpflichtet alle, die ihm folgen, daß sie sein ganzes lebendiges Dasein in sich aufnehmen und das Leben daraus beziehen. Er verlangt und wünscht also das, was wir von menschlicher Liebe heraus als unmöglich bezeichnet haben. Es bestehen in diesem Fall nur zwei Möglichkeiten, diesen Menschen zu verstehen: entweder haßte er so sehr und abgründig die Seinigen, daß er so etwas tat, und dann ist er nur ein Mensch, und zwar ein schlechter Mensch —, oder er liebte tief und innig, und dann ist er unendlich mehr als nur ein Mensch. Man verzeihe uns, daß wir jene erste Möglichkeit aufzustellen wagten, die ja an und

für sich keine ist, wie die Antwort darauf, ob Jesus wirklich geliebt oder gehaßt hat, zeigen wird.

Daß die Liebe der eigentliche Existenzakt Jesu war, haben vor uns schon Ungezählte gezeigt, die dafür zuständiger waren. Trotzdem versuchen wir die menschliche Liebe Jesu mit kurzen Strichen zu zeichnen, damit unser Versuch nicht stecken bleibe, wo er nicht dürfte. In seiner Liebe sehen wir nämlich eine Echtheit und Tiefe, die jene Denkmöglichkeit eines Hasses von vornherein und absolut ausschließt.

Wir finden die ersten Anfänge der Liebe, wo Menschen einander begegnen und die ersten Zögerungen langsam einer tief menschlichen Haltung Platz machen. Die zwei Jünger des Täufers gehen ihm scheu nach, dann fragen sie ihn zögernd, schließlich bleiben sie bis in den Abend hinein bei ihm. Der klassische Anfang einer Liebesbegegnung: ein Gespräch, bei dem die Stunden vergehen und man plötzlich merkt, daß es spät geworden ist. — Daraufhin kommt die Zeit des ersten Zusammenseins, des ersten gemeinsamen Ganges. Die Jünger gehen noch ihren eigenen Geschäften nach, aber ihre Wege kreuzen sich. Fast unmerklich wird ihr Leben in das seinige geflochten, bis der Moment kommt, wo ihr Mit-Sein Wirklichkeit wird: Er bestellte zwölf, damit sie «mit ihm seien». — Von nun an werden sie von ihm Freunde genannt: «Euch, meinen Freunden, sage ich ...» Er steht für sie ein und bleibt ihnen trotz ihrer Leichtsinngigkeit und Verstocktheit, trotz ihrer Schwerfälligkeit im Verstehen und ihren kleinlichen Ambitionen immer treu. — Er führt sie langsam in sein Inneres ein. Er erzählt ihnen von seinem Erleben, von Dingen und Ereignissen des Alleinseins: Über die Versuchung in der Wüste, über gewisse Gespräche mit andern, die er allein geführt hatte, zum Beispiel mit Nikodemus. Schließlich öffnet er vor ihnen seine innersten Gefühle und Einblicke, wie zum Beispiel in den großen Abschieds- und Trostreden. Er will, daß sie ihn verstehen, so wie er ist, und sieht froh, wie Petrus endlich sich zur Erkenntnis durchringt. — Ein wahrer Ausbruch dieser Liebe sind die Ereignisse, die den Tod des Lazarus umgeben; die Umgebung ist davon erschüttert: Seht, wie lieb er ihn hatte.

Diese Liebe, die sich so zwischen den Jüngern und Jesus bildet, geht durch zahlreiche Läuterungen und Proben hindurch. Genau wie jede Menschenliebe. Jesus will, daß die Antwort auf seinen Liebesanruf ganz ehrlich und zutiefst frei sei. Nach der Rede über das Brot des Lebens ziehen sich viele von seinen Jüngern zurück und gehen nicht mehr mit ihm. Jesus läßt sie ziehen. Er will niemand zwingen. Er provoziert sogar diese freie Wahl und fragt die noch Getreuen: «Wollt auch ihr fortgehen?» Er möchte, daß sie frei bei ihm und mit ihm seien. Der Höhepunkt dieses Verlangens ist, wie er sie in Gethsemane förmlich anfeht: «Meine Seele ist bis zu Tode betrübt, bleibt mit mir!»

Die Liebe Jesu ist weiterhin durch eine ganzheitliche Offenheit allem Menschlichen gegenüber bestimmt. Das Volk kommt zu ihm und er weist keinen zurück, auch wenn sie ihn in seiner knapp bemessenen Ruhe stören. Er trägt Sorge um sie, nicht nur um ihr geistiges, sondern auch um ihr materielles Wohlergehen. — Wir finden Frauen bei ihm, die ihn in Reinheit lieben. Er nimmt sie in seine Freundschaft hinein. Sie folgen ihm auf seinen apostolischen Reisen, um ihn mit dem Notwendigen zu versorgen. Sie werden bis zum Ende mit ihm sein. — Schon nach ein paar Monaten Verkündigung kann Jesus zweiundsiebzig Jünger auf eigene apostolische Reisen schicken. Aus diesen wird er die Apostel erwählen. Er verbirgt ferner seine Vorliebe für die kleine Gruppe der Drei nicht, die bei den wichtigsten Ereignissen dabei sein dürfen (zum Beispiel: Verkündigung, Ölberg). Im kleinen Kreis der Jünger und Freunde fühlt er sich irgendwie geborgen. Es ist ergreifend zu sehen, wie er diese schwerfälligen Menschen in die tiefsten Geheimnisse seines Lebens einzuweihen sucht. Und sobald die ersten Schwierigkeiten sich melden, die Pharisäer und

Schriftgelehrten anfangen, ihn zu verfolgen, das Volk an ihm irre wird, zieht er sich mit seinen Jüngern nach Transjordanien oder in die Gebiete von Tyrus und Sidon zurück.

In herzlichem Zusammensein, in der Intimität des gewöhnlichen Lebens und in ganz kleinen und unscheinbaren Begebenheiten des Alltags prägt er seinen Geist ihnen ein. Ein kleines Kind sitzt auf seinem Schoß und er findet darin eine Gelegenheit, über das Himmelreich Wesentliches auszusagen. Dann lehrt er sie, wie sie beten sollen und betet selber wie im Überströmen seiner Innerlichkeit vor ihnen; so nach der Rückkehr der Zweiundsiebziger, nach den Ereignissen im Hause des Lazarus usw. Oder er schickt sie hinaus um zu predigen, und welche Freude herrscht dann, wenn sie zurückkommen! Wie er sich nach den Erfolgen erkundigt und wie er sie umhegt! — Aber er kann auch streng zu ihnen sein. Er macht ihnen Vorwürfe wegen ihrer Kleingläubigkeit, wegen ihrer Schwerfälligkeit im Verstehen; er wird unwillig, wenn die Jünger die Kinder nicht zu ihm lassen; er weist Jakobus und Johannes zurecht, da sie die ungestaltlichen Samariter mit Feuer vom Himmel belehren wollen; er herrscht Petrus an, der ihn vom Leiden abhalten will. — Und wiederum kann er seine Liebe ganz handgreiflich zeigen, wie er Maria im Hause Simons des Aussätzigen vor den Jüngern in Schutz nimmt. Die ganze Innigkeit seiner Liebe jedoch bricht beim letzten Abendmahl hervor, das er mit großer Sehnsucht im Kreise seiner Jünger zu verbringen verlangt hat. Er nennt sie Kindlein und Freunde; er mahnt sie zur Liebe, tröstet sie, beweist seine Liebe mit ganz kleinen Aufmerksamkeiten und nimmt so noch einmal all die Liebesäußerungen zusammen, die er in

diesen Jahren ihnen erwiesen hatte. Und in diese reine Situation des liebenden Zusammenseins stellt er also die Eucharistie, als höchstes Symbol der Liebe und des Mitseins.

Wir haben mit wenigen Strichen ein Bild der menschlichen Liebe Jesu zu zeichnen versucht. Es waren Andeutungen, deren Ziel gar nicht die Vollständigkeit sein konnte. Nur die Daseinsfigur wollten wir im Aufriß geben, in der die Liebe, und zwar eine ganz konkrete vom Ich zum Du gehende Liebe, das letzte Grundgefüge war. Dieses Dasein besteht aus läuter Menschlichkeit: Freude und Not, Alltag und Feier, ganz Gewöhnliches und unbedingt Großes sind hier in Einheit verflochten; alles aber beherrscht, durchtönt und eint die Liebe. Wenn uns diese kleine Mosaikarbeit gelang, dann ist jetzt vor uns klar geworden, daß die Grundfigur, der Grundakt der Existenz Jesu eine ganz reine, schenkende Liebe war. Wir vermögen nichts anderes zu sehen. — Wenn es aber so steht, dann sind wir wiederum zu dem Punkt gelangt, wo die Philosophie nicht weiter kann. Wir hatten nämlich die Alternative erarbeitet: Entweder ist Jesus ein Mensch, der wirklich liebt, dann kann er nicht nach Menschenweise sagen und wünschen, was er in der Eucharistiepredigt aussprach, es wäre nämlich keine Liebe, sondern Haß; oder aber er sagte und wünschte tatsächlich das, was die Eucharistiefeier bedeutet, dann kann er, wenn er trotzdem ein innig liebender Mensch ist, unmöglich nur bloß-menschlich, philosophisch verstehbar sein. So enthüllt sich in der Gestalt Jesu ein höherer Sinnzusammenhang, es bricht in seinem Menschendasein mit elementarer Wucht das Ganz-Andere durch, das mit menschlichen Kategorien nicht mehr faßbar ist.

Dr. Ladislaus Boros

## Auf höchster Ebene

### I

Durch die Privatbriefe des Ministerpräsidenten Sowjetrußlands, Bulganin, wird wieder das ganze West-Ost-Problem gestellt. Mit ihm wird von neuem die Verwirrung der für den Westen verantwortlichen Staatsmänner, Politiker und Wirtschaftsgruppen ersichtlich. Denn Einigkeit besteht im Westen nur in zwei Punkten:

Erstens ist er religiös und human gegen den Kommunismus, weil dessen ideologisches, politisches und atheistisches System nur die Diktatur einer Regierung kennt, die selbst nur von einer dünnen Schicht ihres Volkes getragen wird, und diese wiederum nach einem System «gewählt» wird, das ihr von vornherein die absolute Sicherheit gewährt, die leitenden Posten einzunehmen. Kurz ein System, in dem der einzelne Mensch seine Freiheit des Denkens, Handelns, Willens und damit seine Persönlichkeit fast völlig verliert und jede religiöse, transzendente Schau als Aberglaube und Reaktion verächtlich gemacht, wenn nicht verfolgt und verboten wird. Anders ausgedrückt: auf welchem Gebiet es auch sei, ist jede Art Opposition in den kommunistisch geführten Staaten verboten, d. h. wird unterdrückt, und die sogenannte «öffentliche Meinung» wird allein von der Diktatur gegeben, geformt und vorgeschrieben.

Zweitens ist der Westen einig in seinem Willen, das weitere Fortschreiten dieses Systems oder gar dessen Übergreifen in seine eigenen Staaten zu verhindern. Dabei handelt es sich für ihn nicht um den Gegensatz zu einer anderen Auffassung des menschlichen Zusammenlebens, wie es deren ja manche gibt, sondern um die Rettung einer Zivilisation, die der Westen seit Tausenden von Jahren, trotz schwerer, eigener Sünden und Rückfälle, langsam aber sicher auf den christlich-religiösen wie den Ideen des Humanismus der persönlichen Freiheit aufge-

baut hat und die nicht nur wert ist, erhalten und weitergebildet zu werden, sondern auch dem tiefsten, seelischen Wesen des Menschen, als dem schöpferischen Ebenbild Gottes, entspricht. Selbst der im kirchlichen Sinn nicht mehr gläubige Mensch weiß darum, denn auch er schätzt seine persönliche Freiheit als höchstes Gut. Ausnahmen bestätigen auch hier die Regel.

### II

Aus demselben, durch die Freiheit differenzierten Grund ist indessen der Westen in den Mitteln, den Kommunismus zu bekämpfen oder sich gegen diesen zu verteidigen, nichts weniger als einig. Die christlichen Kirchen, voran die katholische, geben wohl religiöse und ideologische Direktiven, durch die dem gläubigen Christen die Unvereinbarkeit zwischen der materialistischen Lehre des atheistischen Kommunismus mit der Lehre des Christentums eindeutig klar gemacht und die kommunistische Ideologie verdammt wurde. Neben dieser Eindeutigkeit besteht eine andere hinsichtlich des einzelnen kommunistischen wie auch jedes anderen Menschen: verpflichtet doch die Kirche und mit ihr das Christentum den Christen, aus seinem Glauben heraus nicht nur seinen Nächsten, sondern auch seinen Feind zu lieben und ihm, wenn er in Not und Gefahr ist, zu helfen. Es sei nur an das Beispiel des Samariters und die Lehre, die Jesus daraus zieht, erinnert. In der Tat wurden viele Kommunisten von kirchlichen Institutionen oder Priestern gerettet und den Verfolgungen ihrer Feinde entzogen. Wir selbst kannten manche Kommunisten, die dies zugeben und vor ihren Rettern, trotzdem sie diese ideologisch bekämpft hatten, tief den Hut zogen. Nichts ist natürlicher als dieser Unterschied zwischen der schärfsten Bekämpfung der kommunistischen, materialistischen und atheistischen Ideologie und der aufrichtigen Ausübung der christlichen Nächstenliebe

auch dem kommunistischen Menschen gegenüber. Ist doch die Ideologie seelenlos – der einzelne Mensch dagegen nicht. Die Seele aber ist das Geschenk Gottes an den Menschen, dem einzigen Tier, um mit Malraux zu sprechen, das um den Tod weiß. Welche christliche Kirche, welcher gläubige Christ würden sie nicht heilig halten?

Ein Weiteres kommt hinzu, um das Paradox des Entgegen-tretens gegenüber dem Kommunismus und dem einzelnen Kommunisten innerhalb des Systems zu rechtfertigen: in diesem System leben Hunderte von Millionen Menschen, die keine Kommunisten sind, zu einem nicht unwesentlichen Teil sogar Christen. Man wird dieser (durch die Verhältnisse gezwungenen) «Gefangenen» mehr gedenken müssen! Daraus ergibt sich, dass man einerseits den Kommunismus auf das schärfste bekämpfen muß, den unter ihm lebenden Menschen aber ebenso willig helfen soll, damit sie sich immer mehr selbst helfen können, um ihre Menschenwürde zu wahren oder zurückzugewinnen. Kurz: Wenn der Papst sagte, daß man den Kommunismus mit «christlichen Waffen» bekämpfen müsse, so bedeutet dies in letzter Konsequenz, daß es sich um einen eminent geistigen Kampf handelt, der für den Christen vor allem und jedem in einem Zeugnisablegen für Christus, den Sohn Gottes, besteht, von dem er die Aufgabe erhielt, für die Freiheit der Persönlichkeit einzustehen und die Seele des Menschen für die Welt, die nicht von dieser Welt ist, zu retten.

### III

Um einerseits den Kommunismus bekämpfen und den einzelnen Menschen aus ihm herauslösen zu können, müssen wir uns jedoch klar werden, wieso er eine solche Macht über viele Millionen von Menschen – und nicht nur kommunistische! – erringen konnte. Man erinnere sich an die furchtbaren sozialen Zustände der ersten Periode unseres Industrie-Zeitalters, in der bereits Kinder von acht Jahren an in den Fabriken mitarbeiten mußten, die Arbeiter vor jeder Entlassung zitterten, in der es nicht die geringsten Fürsorgeeinrichtungen gab, so daß Krankheit Elend bis zur Unerträglichkeit bedeutete, in der die Arbeiter in der gesundheitsschädlichsten Atmosphäre 16 Stunden und mehr ihre Arbeit zu Hungerlöhnen verrichten mußten. Oh, gewiß: selbst in dieser Zeit war dieser Arbeiter «frei»; kein Mensch konnte ihn zwingen, diese Arbeit zu diesem oder jenem Lohn anzunehmen. Nur einer konnte es und er diktierte: der Hunger.

Was entstand aus diesem Zustand? Die Notgemeinschaft der Arbeiter, d. h. der Anfang der Gewerkschaften. Diese standen einer harten Unternehmerschaft hart gegenüber. Je stärker und mächtiger beide Gruppen wurden, je mehr sich der Kampf erhitzte, desto mehr vereinigten sich die sprühenden Funken zu dem züngelnden Feuer: «Proletarier aller Länder vereinigt euch!» Das kommunistische Manifest von Karl Marx war davon lediglich die logische Folge, die dann zu den das soziale und wirtschaftliche Leben revolutionierenden Bewegungen des letzten Jahrhunderts führte.

Parallel mit dieser Entwicklung ging aber eine andere: zwischen den kämpfenden Teilen, die allem Anschein nach völlig entgegengesetzte Interessen hatten, erhob sich das Werk. Je komplizierter dieses durch immer neue Maschinen, durch die immer größer werdende Notwendigkeit einer rationellen Durchorganisation wurde, desto mehr wurde es selbst zu einem lebendigen Wesen, das keinen Stillstand duldete. Wurde es von der einen oder anderen Seite dazu gezwungen, dann verlor es seine ihm eigene Kraft und dadurch verminderte sich das Kapital auf der einen, die Kaufkraft auf der anderen Seite, wodurch oft ganze Märkte zusammenbrachen. Kurz: das Werk verlangte von beiden Seiten ihren Dienst. Nur wenn man ihm diente, konnte es selbst wiederum dienen. Es war das Einsehen in die Grundbedingung jeder Art von menschlicher Zusammenarbeit, das die sich entgegengesetzten Par-

teien zur Erkenntnis brachte, daß jeder am Werk Schaffende nicht nur Arbeiter, sondern Mitarbeiter war, daß Kopf- und Handarbeiter ebensowenig zu trennen waren, wie der Kopf und die Hand des Einzelnen. Es war das geistige Moment, das zwar nicht über die Interessen des Einzelnen siegte, wohl aber diesen eine andere Richtung gab, auf deren Weg eine Verständigung und eine gerechte Berücksichtigung dieser Interessen langsam möglich wurde. Ist es ein Zufall, daß im Laufe dieser Entwicklung die christliche Soziallehre, aus der dann die christlichen Gewerkschaften wie auch christliche Unternehmerverbände hervorgingen und konstruktiv eingriffen, eine immer größere Bedeutung erhielt? Nein, denn überall, wo in Interessenkämpfen das geistige Moment die Oberhand gewinnt, wirkt in ihm das christliche Moment des Sauerteigs.

\*

Warum diese rohe, kurze Skizze aus allem Anschein nach längst vergangenen Zeiten? Nicht nur, um den Ursprung der kommunistischen Ideologie durch die Abwesenheit jeder christlichen Nächstenliebe, jedes humanen Denkens, jedes menschlichen Mitfühlens aufzuzeigen, was dann auf der andern Seite zum Haß, zum Klassenbewußtsein, zur Selbsthilfe und zum Kampf herausforderte. Zeigte doch der Erfolg der genannten Parallelentwicklung gleichzeitig ein anderes Phänomen, auf das vielleicht Jean Jaurès, der berühmte französische Sozialistenführer, in seiner wundervollen Sprache am gerechtesten hinwies (in «La dernière lutte»). Inhaltlich sagt er dort: «Vergessen wir nicht, daß ohne die Hilfe eines freien und weitsichtigen Bürgertums, das auch die Proletarier-Kinder in seine Schulen gehen ließ, diese sich erst die notwendige Bildung aneignen konnten, durch die allein sie in den Stand gesetzt wurden, sich weiterzubilden, um ihre eigenen Probleme besser zu verstehen und das Rüstzeug für ihren Kampf um den gerechten Lohn und ihre Menschenrechte zu formen.» – Dieser Rückblick hatte indes einen wesentlicheren Grund.

Wo wurde der Kommunismus zuerst zu einer unumschränkten politischen Macht? In Rußland, d. h. in dem weiten Reich, in dem die Industriebevölkerung nur einen verschwindenden Teil der gesamten Bevölkerung ausmachte; einer Bevölkerung, die, nach ihrem damaligen Entwicklungsstand, heute zu den «unentwickelten Völkern» gerechnet würde. Ein bitterarmes, oft in tiefstem Elend lebendes Volk, das seit vielen Jahrhunderten stets unter einem Diktat lebte, kaum die rudimentärste Schulbildung besaß und völlig von seinem Brotgeber abhing. Der einzige Unterschied bestand lediglich in der Tatsache, daß dort eine christliche Kirche nur ein Glied unter der diktatorischen Staatsautorität war und dieser den festen, religiösen Unterbau einer «gottgewollten» Ordnung gab. Entgegen allen Theorien von Karl Marx siegte der Kommunismus hier, was auch Lenin, der die Bauern haßte, zwang, von einer Arbeiter- und Bauern-Republik zu sprechen und die Theorien von Marx umzuformen und zu ergänzen. Innerhalb von knapp vierzig Jahren – nicht einmal ein Menschenalter! – entwickelte sich nun dieses kommunistisch geführte Reich zur zweiten Weltmacht. Allein, ohne äußere Hilfe, aus eigener Kraft, und das trotz aller ihm von innen und außen in den Weg gelegten Hindernisse. Mit welchen Mitteln? Mit den grausamsten, oft unmenschlichsten, aber auch mit den konstruktivsten: durch den Bau von vielen Tausenden von Schulen, Techniken, Universitäten und der Ausbildung einer Jugend, deren Elite in ihrem Wissen und ihrer Intelligenz der westlichen in nichts mehr nachsteht.

### IV

In diesem Zusammenhang soll lediglich das Endresultat festgestellt werden, ohne irgend eine kritische Sonde anzulegen. Ferner die Tatsache, daß trotz der schärfsten Atheistenpropaganda die russisch-orthodoxe, christliche Kirche und

ihr religiöser Inhalt nicht vernichtet werden konnten, sie selbstverständlich aber wieder — wie anno dazumal — unter der Staatsautorität steht und diese zu unterstützen hat. Ein weiteres soll festgestellt werden: wir stehen heute genau vor derselben Situation, wie zur Zeit unserer eigenen, ersten Industrie-Epoche, nur daß heute der Ruf erschallt: «Proletarische Völker vereinigt euch!» Bandung war dafür der erste Beweis. Denn das Nationalistische in all diesen Bewegungen ist nur der grimassenhafte Ausdruck eines Sich-seiner-bewußt-werdens; die eigentliche Triebfeder aber ist das Elend und der Hunger wie das triebhafte Verlangen, aus ihm herauszukommen. Was ist da leichter, als diesen Völkern den Reichtum auf der einen Seite im Neonlicht der Propaganda vor Augen zu führen und diesem ihr eigenes Elend gegenüberzustellen? «Aber ich, euer großer, proletarischer Bruder, ich, der aus demselben Elend kam und es (mit den uns ausbeutenden Kapitalisten) besiegte, ich, der dadurch in der Welt eine unbesiegbare Macht wurde, ich werde euch helfen. Meine Hilfe wird ohne die geringsten Bedingungen sein, und ich werde auch für die euch geliehenen Kapitalien keine Wucherzinse verlangen (2,5 %).» Und so ließ der große Bruder und seine Satelliten vom Juli 1954 bis 30. Dezember 1957 diesen Völkern rund 1900 Millionen Dollars, von denen 465 Millionen Jugoslawien bekam, 410 Millionen Ägypten, 280 Millionen Syrien, 270 Millionen Indien, 22 Millionen Ceylon, 22 Millionen Kambodscha und 110 Millionen Indonesien, um nur die größten Summen zu nennen. Außerdem arbeiten in 19 dieser «unterentwickelten Länder» über 2000 russische und chinesische Techniker. In derselben Periode wurde an die gleichen Länder von Amerika, diesem «Symbol» der kapitalistischen Macht, knapp die Hälfte dieses Betrages geliehen. Die russische Hilfe kam, außer dem militärischen Gebiet (400 Millionen), besonders dem industriellen Bereich zugut, so: 115 Millionen Dollars für ein Stahlwerk in Indien; 175 Millionen Dollars für ein Aluminiumwerk in Jugoslawien usw. Damit ist natürlich der mögliche Höchstpunkt der russischen Hilfe noch nicht erreicht. Es genügt, daß es im Laufe der nächsten acht Jahre knappe 5 % der von ihm vorgesehenen Produktion dafür opfert, um diese Hilfe auf 4000 Millionen zu steigern. 1957 war diese Produktion (inkl. derjenigen der Satelliten) 235 Milliarden Dollars und soll 1965 deren 350 Milliarden betragen. Man sehe sich die Länder an, die Hilfe von Sowjetrußland und Amerika erhielten: in oder um sie rodet der Krieg.

Angesichts dieser Angaben, deren Studie kein Geringerer als das Staatsdepartement der Vereinigten Staaten — also des Gegners! — gemacht hat, um die wirtschaftliche Offensive Sowjetrußlands in den unterentwickelten Ländern Asiens und Afrikas uns klar vor Augen zu führen, wird man vielleicht aufhören, die Europäer mit einem baldigen wirtschaftlichen Zusammenbruch Sowjetrußlands einzuschläfern. Die eigentliche Macht des kommunistischen Reiches liegt nicht in seiner militärischen Kraft und augenblicklichen Überlegenheit, sondern hier! Und es ist ehrlicher, vor allem aber männlicher, aufzuzeigen, daß «Sowjetrußland im Begriff ist, den Frieden zu gewinnen», wie es in einer detaillierten Artikelreihe William Randolph Hearst, der größte amerikanische und wahrlich nicht «linksstehende intellektuelle» Zeitungsverleger nach einer längeren Studienreise in Sowjetrußland zu zeigen versucht. Wenn jemand ein scharfer Antikommunist ist, so er.

v

Es soll also jetzt wieder einmal auf höchster Ebene verhandelt werden. Schon erhebt sich im Westen ein mißtönender Chor. Die einen sagen, wenn auch nicht immer laut, Nein, die andern beinahe begeistert Ja. Wieder andere wollen diese Verhandlungen nur mit vorsichtigsten Vorbesprechungen in die Wege leiten und schließlich denken fast alle: es hat ja doch keinen Zweck. Das Letzte ist beinahe richtig — beinahe!

Warum? Weil der Westen, selbst wenn solche Verhandlungen mit einem gewissen Erfolg für ihn enden, sich mit nackter Brust der stärksten Waffe jedes modernen Kampfes aussetzt, der gegenüber er keine gleichwertige zu handhaben weiß: der Propaganda! Der Osten führt sie aus einem einheitlichen Geist heraus, mit klaren Direktiven und in seiner ihm eigenen Sprache. Er hat dadurch einen viel größeren Einfluß als der Westen, der diesen einheitlichen Geist nicht hat, keine klaren Direktiven schon wegen seiner unterschiedlichen Interessen geben kann und vor allem nicht in seiner eigenen Sprache spricht, sondern in der des Gegners. Wie sagt Robert Saitchick in seinen «Gedanken beim Lesen der Evangelien» (Katzmann-Verlag, Tübingen)?

«Wer klar über den Zusammenhang von Ursache und Folge im menschlichen Geschehen nachdenkt, erfährt mit Bestimmtheit, daß es gar kein anderes Mittel geben kann, Frieden unter den Menschen zu verbreiten, als auf persönliche Verletzung mit dem Gegenteil davon zu antworten, gerade wenn wir uns mit der Mutter Erde verbunden fühlen und in keine Gleichgültigkeit gegen sie verfallen. Ist denn die Mutter Erde ohne ‚den Vater in den Himmeln‘ denkbar?»

Scheint dem Westen wirklich die Tatsache noch nicht zu genügen, daß seit 1939 allein in Asien, wo nur 50 Millionen Menschen unter dem kommunistischen Regime lebten (in russisch Asien), es heute deren 700 Millionen sind? Hat bis dahin nicht der Westen den größten Teil dieses Kontinentes, direkt oder indirekt, dominiert? Heute kann er nur noch jene kleine Anzahl von Staaten zu seinen «Alliierten» rechnen, die meistens zugleich politisch, sozial, wirtschaftlich die reaktionärsten sind und von Reformen so wenig wie möglich wissen wollen. Wer will davon nichts wissen? Das im tiefsten Elend lebende Volk oder seine in Cadillacs herumreisenden Herren, von denen einige noch das allem Anschein nach «ehrenhafte» Gewerbe des Sklavenhandels ausüben, was die Verteidiger der Freiheit nicht hindert, sie mit Ehren und Geschenken zu überhäufen? Man muß sich solche Gegensätze ganz ungeschminkt vor Augen halten, um zu verstehen, wie sehr der Westen sich seiner eigenen Zivilisation oft selbst unwürdig erweist.

Auf dieser höchsten Ebene sollen also jetzt die moralischen und politischen Vorbedingungen für eine progressive Abrüstung geschaffen werden. Gut. Warum hat es Sowjetrußland damit jetzt so besonders eilig? Aus einem sehr einfachen Grund: es hat bereits die für jeden künftigen Krieg entscheidende Waffe — der Westen noch nicht. Und es möchte vor deren Serienfabrikation, die noch einige Zeit dauern würde, zu einem Vertragsabschluß kommen, bevor der Westen sie hat. Auch solche «Friedensverhandlungen» gehören zu den Mitteln des bisherigen «Kalten Krieges». Alle diese Machtbestrebungen wird man so nüchtern wie möglich betrachten müssen, will man nicht der Dupierte sein. Aus diesem Grund ist es auch verständlich, daß der Westen jede Abrüstung ablehnt, die nicht so oder so genau und ständig kontrolliert werden kann. Das gegebene Wort oder die Unterschrift genügen da nicht. Man erinnere sich des Kellogg-Paktes, mit dem alle Nationen den Krieg ächteten. Er liegt heute unter den Trümmern der ihm folgenden Kriege. Geächtete Friedenspakete haben die unangenehme Gewohnheit, sich durch ein unausrottbares Mißtrauen zu rächen.

Auch diese Abrüstungsverhandlungen werden scheitern ohne eine vorherige moralische Aufrüstung des Westens. Diejenige für den Osten kommt nach dieser, womit nicht gesagt ist, daß sie in aller Ruhe kommt. Denn das Problem für den Westen ist an sich ebenfalls sehr einfach: entweder er findet wieder die tiefste Wurzel seiner Einheit — die christliche —, und dann wird er der Stärkere auch dann sein, wenn nach einer neuen Sintflut ein neuer Noah das Leben auf dieser Erde wieder retten sollte; oder er findet sie nicht, nun, dann wird der Kommunismus mit dem Fürst der Erde so lange «Ordnung» schaffen, bis zum zweitenmal das Wort erschallt: «Gott läßt seiner nicht spotten».

Man wird gut daran tun, dies ganz realistisch aufzufassen, um so mehr, als alles, was in den Evangelien steht, sich immer wieder bewahrheitet hat und bewahrheiten wird. Die Apokalypse von Johannes ist kein Phantasiegebilde, und das Kreuz auch nicht. Alle, die das Gegenteil zu beweisen versuchen, wie z. B. David Friedrich Strauß, dessen Gedenktages heute niemand mehr gedenkt, sind, samt ihren «Beweisen», längst vermodert. Damit ist aber nicht gesagt, daß von der Christenheit und der sogenannten christlichen Zivilisation allein das Heil kommt. Christus und das Christentum ist eines — die Christenheit und ihre Zivilisation ein anderes. Überall und immerdar wird der handelnde, wirkliche Christ — selbst der der Kirche — sündhaft und unvollkommen bleiben, wovon die wahrhaft Heiligen der Kirche am tiefsten überzeugt waren. Wir dürfen uns also nichts einbilden; im Gegenteil, je gläubiger wir sind, um so bescheidener werden wir. Aber gerade das ist es, was dem Westen heute so mangelt. Wir treten als Richter von Prinzipien auf, die wir selbst immer verletzen; wir fordern Freiheit und meinen damit die unsere, die oft kläglicher Natur ist; wir verlangen die Menschenrechte und verletzen die Menschenwürde; wir wollen die unterentwickelten Völker entwickeln, d. h. erziehen, und beauftragen damit oft die Unerzogensten von uns; wir wollen uns mit dem Feind verständigen und verstehen uns selbst nicht; wir beklagen die Armut der leidenden Völker, riechen aber so nach Petroleum, daß sie uns meiden.

Ein kleines Beispiel aus jüngster Zeit zeigt uns, wie widerspruchsvoll wir handeln. Die amerikanische «International Research Association», eine Art Gallup-Institut, hat von zehn Ländern die Antwort auf eine Enquête erhalten mit der Frage: «Was denken Sie, was Ihre Regierung machen muß, wenn Ostdeutschland gegen die russische Domination revoltieren würde?» Darauf antworteten, daß man Hilfe bringen müsse: England mit 63 %; Westdeutschland mit 47 %; Italien mit 39 %; Belgien mit 34 %; Frankreich mit 33 %; Mexiko mit 22 %; Norwegen mit 20 %; Japan mit 11 %; Österreich mit 9 % und Brasilien mit 8 %. Die gleichen Länder in derselben Reihenfolge mit «Nichts machen»: 20 %; 31 %; 40 %; 44 %; 48 %; 34 %; 34 %; 31 %; 77 %; 23 %. Diese Antworten wurden zweifellos in aller Ruhe und nach einer gewissen Überlegung auch in bezug auf die eigenen Interessen gegeben. Was das aber mit dem Thema zu tun hat? Dieses: wenn man dieselbe Frage vor der ungarischen Revolte wegen Ungarn gestellt hätte, dann wäre zweifellos sehr viel Blut und Elend vermieden worden. So aber sprach man voller Begeisterung von diesem Freiheitskampf, obwohl (außer dem ungarischen Volk selbst) jedermann wußte, daß nicht geholfen würde, d. h. daß dieses tapferere Volk sich unnütz verblutete.

## VI

Wir sprachen von der tiefsten Wurzel der westlichen Einheit: der christlichen. Damit ist nicht gesagt, daß die gläubigen Christen von den Nichtmehrgläubigen oder Ungläubigen etwas verlangen können, zu was sie noch nicht fähig sind oder unfähig bleiben. In einer zerrissenen Welt ist es außerordentlich gefährlich, zu den Gründen dieser Zerrissenheit noch diejenigen des religiösen Glaubens hinzuzufügen. Aber seit dem Erscheinen und dem Wirken Christi, wie auch von der von ihm gegründeten Kirche, übernahm vor allem Europa und von ihm die westliche Welt gewisse, aus der christlichen Lehre fließende Prinzipien, wie z. B. die Freiheit, bzw. die Freiheit der Persönlichkeit, selbst eine gewisse Art von Nächstenliebe, die sich heute mehr oder weniger staatlich in den Wohlfahrtsgesetzen ausdrückt. Niemand, der sich einigermaßen mit der Geschichte befaßt hat, wird leugnen können, daß vor der Zeit Christi in den bisher höchsten Zivilisationen diese entscheidenden Prinzipien unbekannt und unbeachtet waren und daß man von den höchsten Idealen der Menschheit neben Sklaven oder der jeder Rechte baren Frauen

sprechen konnte, ohne darin irgendeinen Widerspruch zu den proklamierten Idealen zu empfinden. Es ist nun aber das Tragische der Lehren Christi, daß sie ohne Christus in die Irre führen, d. h. allein, für sich bestehend, von den Menschen so deformiert werden können, daß sie kaum wiederzuerkennen sind. Die von seiner Nächstenliebe abgehängten «Menschenrechte» — was wurde so oft aus ihnen gemacht? Man sehe vom «christlichen» Frankreich auf Algerien, vom «christlichen» Amerika auf die Behandlung der Negerfrage, oder nach Auschwitz, das ja nicht abseits von den Menschen lag und zu welchem der von Millionen in allen Nuancen ausgedrückte Antisemitismus führte: diese Menschenrechte sehen uns ähnlich; die von Christus gelehrtete Nächstenliebe sieht Ihm ähnlich und Er zieht daraus die letzten Konsequenzen — den Kreuzweg und das Kreuz. Wir ziehen nie Konsequenzen, es sei denn, daß wir Ihn in unserem «Vater unser» aufrichtig um die notwendige Kraft dazu bitten. Auf alle Fälle sollten wir zum mindesten einsehen, daß, wie ein Kapitän sein Schiff nicht ohne einen Kompaß auf das hohe Meer führen kann, der uns von allen äußeren Einflüssen unbeirrt die Richtung anzeigt, wir auch geistig eines Kompasses bedürfen, der von keiner Menschenhand ab- oder verändert werden kann. Die Evangelien, d. h. Seine Lehren sind es und werden es bleiben.

Dies alles scheint abseits vom Thema zu liegen, ist es aber nicht. Wir wissen wohl, daß eine moralische Aufrüstung des Westens heute keine nur religiöse sein kann: dazu ist er noch nicht reif. Wohl aber können wir von dem ernsteren Teil der Christenheit verlangen, ganz besonders aber von ihren erklärten geistlichen und laizistischen Führern, daß sie sich des Abgrundes, an dessen Rand wir seit Jahren wandeln, in dessen ganzer Tiefe bewußt werden, und daß sie alle ihre gläubigen und geistigen Kräfte sammeln, um die Menschheit vor einer nicht auszudenkenden Katastrophe zu bewahren. Unter anderem bedeutet dies, daß der Westen zu allen Völkern — auch zu denen unter dem kommunistischen System — in seiner Sprache spricht und nicht in der schimpfenden, herabsetzenden, verleumdenden, die Wahrheit mit der Unwahrheit vermischenden Sprache seiner Gegner. Er kann dies um so eher, als er trotz aller Verfehlungen und Fehler auf über jeden Zweifel erhabene Zeugnisse seiner Zivilisation, seiner Kultur und seiner wirtschaftlichen und technischen Großtaten hinweisen darf. Kurz, der Westen müßte sich in seiner ganzen Haltung völlig verschieden von der seiner Gegner zeigen, denn nur so wird er von der von ihm aufgebauten Zivilisation Zeugnis ablegen können. Oder gibt es eine überzeugendere «Propaganda» als das Zeugnisablegen? Abgesehen davon wird der Westen die in die Hunderte von Millionen gehenden Menschen nicht vergessen dürfen, die in Erziehung, Kultur, Zivilisation zu ihm gehören, aber so oder so die Gefangenen des kommunistischen Systems sind. Glaubt man deren Lage zu erleichtern, glaubt man ihnen irgendwelche Hoffnungen vorspiegeln zu können, wenn man ihren Gebieter als Verbrecher behandelt? Vielleicht sind es gerade diese «Gefangenen», die in späterer Zeit die beiden Gegner, wenn nicht miteinander versöhnen, so doch die Brückenschlager für eine bessere, freiere Zukunft sein können? Und schließlich erinnern wir uns nochmals unserer ersten Industrieperiode oder unseres Kolonialismus: wie sehr haben sie sich in verhältnismäßig kurzer Zeit gewandelt. Die damaligen Arbeiter haben nicht anders gesprochen als die heutigen Kommunisten und waren zur großen Mehrheit ebenfalls atheistisch. Heute regieren sie die freiesten Staaten, sitzen in hohen Ämtern, vergaßen ihre Doktrinen und arbeiten eng mit ihren wirklich christlichen Kameraden zusammen.

Was in der ersten Lage, deren Spannungen nicht ewig dauern können ohne zu Entladungen gewaltigster Art zu führen, der Westen heute dringend notwendig hat, ist:

Erstens ein militärischer Schutz, um jeder Vergewaltigung des ihm eigenen Wesens und seiner ihm notwendigen Freiheit



entgegenzutreten zu können; kann dieser militärische Schutz auf vernünftige, sichere und kontrollierte Weise irgendwie vermindert werden, um so besser.

Zweitens: Neue, konstruktive Ideen, die selbst dem Gegner Aussicht auf eine progressive Art der Lösung der Konflikte geben. Die größte Schwäche des Westens in unseren Tagen ist vielleicht, daß er, der Kämpfer und Verteidiger der persönlichen Freiheit, aus der heraus ja alle seine wirklichen Großtaten auf jeglichem Gebiet geboren wurden, dieser schöpferischen Ideen so sehr entbehrt. Er versucht zu laviieren, er versucht zu flicken; er ist zu mehr oder weniger faulen Kompromissen bereit; er gibt den armen, unterentwickelten Völkern Geld — worauf der Gegner ihnen natürlich noch mehr gibt —, statt ihnen wirklich zu helfen; sei es durch die Gratisaufnahme von Tausenden junger begabter Menschen in seinen Schulen und Universitäten, damit sie das notwendige Wissen für ihre Arbeit und ihr Land erhalten; sei es, daß er in diesen Ländern selbst Schulen usw., kurz die dringendsten Notwendigkeiten errichtet; sei es, daß er mit diesen Völkern im tiefsten Sinne des Wortes genossenschaftlich arbeitet, so daß sie einen Freund an ihrer Seite finden und nicht einen Ausbeuter oder nur Geldverdiener; sei es, daß er ihnen menschlich hilft durch die Erweisung jeder Achtung, durch menschliche Wärme und Herzlichkeit, durch Teilnahme an den kleinen Sorgen des Einzelnen.

Kommt es heute nicht mehr denn je auf Hingabe an? Sie ist wichtiger als alles Geben, und wären es Dollars!

Drittens: Muß denen auf höchster Ebene, so respektabel sie sein mögen, selbst geholfen werden, sonst werden sie nie aus ihren abgetretenen Wegen herausfinden. Es genügt heute nicht mehr, der repräsentative Vertreter dieses oder jenes Landes, dieser oder jener Demokratie zu sein; ihre Autorität wird immer von einem Teil ihres eigenen Volkes bezweifelt, wenn nicht sogar in Frage gestellt werden. Sie müssen von einer mächtigen, aktiven und moralisch unanfechtbaren öffentlichen Meinung unterstützt werden. Und hier hat der Christ die ernsteste Rolle zu spielen: Er, der allein um den tiefsten Sinn des Lebens weiß, er, dessen Glaube Berge versetzen kann, wenn er, begnadet, aus seinem tiefsten Innern kommt, er, der von Gott berufen ist, das Salz der Erde zu sein. Das Schlechte, das Unwahre, das Böse und Falsche, das werden wir wohl nie von unserer Erde bannen können, aber niemand kann und soll uns hindern, unser Leben dem Guten zu widmen und das Licht von Dem zu verbreiten, der von sich sagen konnte: «Ich bin das Licht!»

Wenn so die höchste Ebene unterstützt wird, dann werden wir vorwärts kommen; nur der Dienende wird die Menschen erobern — der Verdienende wird sie dagegen immer mehr abstoßen.

Hans Schwann

## Fragen der Theologie heute \*

Eine Gruppe von Professoren des Priester-Seminars Chur hat bei dessen hundertfünfzigjährigem Jubiläum einen stattlichen Band unter dem obigen Titel veröffentlicht. Der Titel ist gut gewählt. Denn es geht nicht um die Fragen der Theologie, sondern ganz einfach um Fragen. Infolgedessen ist manches gar nicht behandelt oder nur am Rande gestreift, was in der heutigen theologischen Arbeit Bedeutung hat. Weil es sich in diesem Band nur um eine Auswahl, um eine Art Querschnitt handelt, ist die Unvollständigkeit berechtigt und wird von den Herausgebern selbst betont. Es sind weiterhin nicht irgendwelche Fragen behandelt, sondern Fragen der Theologie. Es fehlt infolgedessen das Eingehen auf das heutige Weltgefühl und die moderne Anschauung von Welt, Leben, Geschichte usw. Man wollte weder Philosophie noch Weltanschauung dozieren, sondern einen Einblick in das theologische Schaffen geben. Dabei war der Blick durchaus auf die Gegenwart gerichtet. Gerade hier liegt der besondere Wert dieses Bandes. Er vermittelt Einblicke und Durchblicke durch die geistige Arbeit, die an theologischen Forschungs- und Bildungsstätten heute geleistet wird. Allzu leicht beachtet man von außen her nur die Fragen der Kirchenpolitik, der Organisation, der seelsorglichen Methoden, der pastoralsoziologischen Erkenntnisse, der kirchlichen und religiösen Bewegungen und Strömungen, und weiß zu wenig von der eigentlich theologischen Arbeit. Einmal wenigstens einen Blick in diese geistigen Räume der Forschung zu tun, ist sowohl für Theologen wie auch für die an der Theologie interessierten Laien von großem Interesse.

Im folgenden sollen kurz ein paar Erkenntnisse genannt werden, die sich beim Studium dieses Bandes aufdrängen.

### Ein Erstes

Die theologische Arbeit ist bei den Katholiken wieder richtig in Fluß gekommen.

\* «Fragen der Theologie heute», herausgegeben von den Professoren Feiner — Trüsch — Böckle. Benziger-Verlag, Einsiedeln, 1957. 586 S., Fr. 26.80.

Das besagt nicht, daß die abtretende Generation nichts getan habe. Aber ihre Aufgabe, wenigstens die vordergründige Aufgabe, war eine andere. Es ging vor allem um die Gestaltung der staatlichen und sozialen Ordnung und dementsprechend um die Auseinandersetzung mit Liberalismus und Sozialismus. Es lag in der Natur der Sache, daß der entsprechende Boden, auf dem dieser Kampf ausgetragen wurde, nicht so sehr die Theologie war, sondern vielmehr die Philosophie. A. M. Weiß, Viktor Cathrein, Heinrich Pesch usw. haben dieser Aufgabe hervorragend gedient. Auf eigentlich theologischem Gebiet ging es in besonderer Weise um den Modernismus als Auswirkung des Evolutionismus. Das Eingreifen Pius X. durch «Lamentabili», die Erneuerung des Thomismus — man denke an Garrigou-Lagrange, Billot, Rousselot usw. — haben in negativer und positiver Form die Antwort zu geben versucht. Mit besonderer Schärfe machte sich der Entwicklungsgedanke auf dem Gebiet der Exegese breit. Die rationalistische Bibelkritik löste die Inspiration in eine rein menschliche Geistesentwicklung auf. Abwehr des Fälschen und Einbau richtiger Erkenntnisse wurden sowohl durch die Ecole biblique in Jerusalem, vor allem durch Lagrange und dann auch, wenn auch begreiflicherweise etwas langsamer und bedächtiger, durch das Päpstliche Bibelinstitut in Rom geleistet.

Im innerkatholischen Raum machte vor allem der Integralismus zu schaffen. Durch den sieghaften Ton seiner Proklamationen und Programme, durch klingende Namen auf seiner Seite übertönte er die Enge und Primitivität seines Denkens und machte es gerade denen schwer, die es mit dem wahren sentire cum ecclesia ernst meinten. Und endlich feierte der Monismus eines Haeckel, im Anschluß an den ursprünglich anders gemeinten Darwinismus, in den breiten Massen seine billigen Triumphe. Aber auch auf den Hochschulkathedern war er längere Zeit beherrschend. Abwehrarbeit war dementsprechend die dringlichste Aufgabe.

Die beiden Weltkriege machten all dem ein jähes und blutiges Ende. In der Zeit zwischen den Kriegen war alles mehr auf die äußere kirchliche Aktivität konzentriert — man denke nur an

die Grundlegung der Katholischen Aktion. Es war die Zeit der vielen Konkordate, der Lateranverträge, der Auseinandersetzung mit der Action française, der ersten Abwehr der Gottlosenbewegung des Bolschewismus, des ersten energischen Nein gegenüber dem Nationalsozialismus einerseits und dem Kommunismus andererseits. Innerkirchlich waren für diesen Zeitraum drei Dinge bedeutsam: Einmal die Inkraftsetzung des neuen kirchlichen Gesetzbuches und damit die organisatorische Erneuerung der Kirche. Sodann, und vor allem, im Anschluß an die Eucharistie-Dekrete Pius X., die liturgische Erneuerung durch Solesmes, Maria-Laach, Klosterneuburg, bis zu einem gewissen Grad abgerundet durch das Werk Jungmanns. Und endlich die biblische Erneuerung. Sie steht noch in ihren Anfängen, weil sie in mancher Hinsicht schwieriger und heikler ist als andere Bewegungen. Aber das neue Schöpfen aus der Liturgie und der Bibel, und zwar innerhalb des organisatorisch festgefügteten Baues der Kirche, ist doch ein Zurückgehen auf die Quellen und damit eine Erneuerung aus innerstem Wesen und aus letzter Tiefe.

Aufs Ganze gesehen mußte die letzte Generation mehr an der Front stehen und war gezwungen, den geistigen Abwehrkampf in einer Apologetik zu führen, die bisweilen auch unwichtige und unhaltbare Einzelpositionen verteidigte, und die vor allem nicht immer von der Mitte her und aus letzten Wesenselementen arbeitete. Diese Abwehr ist noch keineswegs vollendet. Apologetik tut immer not. Aber sie muß mit der eigentlichen positiven Forschungsarbeit der katholischen Theologie in engstem Kontakt stehen, um die Dinge richtig zu sehen, zu werten und dementsprechend den Kampf richtig zu führen. Die positive theologische Forschungsarbeit war durch die Abwehrhaltung sehr erschwert, und zwar durch eine Abwehrhaltung, die oft genug einen Zweifrontenkrieg bedeutete gegen äußeren Angriff und innere Enge. Nun ist der Weg für die Forschung wieder frei. Sie ist neu in Gang gekommen. Sie stößt zwar immer noch auf mancherlei Verdächtigung. Aber sie setzt sich durch. Man ist über die bloße Repristinatio hinaus. Theologie besagt heute nicht mehr bloß ein Verfassen neuer Schulbücher, bei denen einzelne Thesen fallen gelassen, neue Erkenntnisse in Anmerkungen beigelegt werden. Die Berührung mit den Lebensfragen der heutigen Generation ist erstarkt. Die Wendung ist vor allem in der Exegese deutlich geworden durch die Enzyklika «Divino afflante Spiritu», die wirklich eine Bresche geschlagen hat. In der Dogmatik mahnt die «Humani generis» noch sehr zur Vorsicht, ermuntert aber doch zur theologischen Arbeit. In der Moral will man nicht mehr bloß den Dekalog als eine Art Kodifizierung des natürlichen Sittengesetzes einfach neben die spezifisch christlichen Haltungen von Glaube, Hoffnung und Liebe setzen, sondern vom Zentralchristlichen her die Moral erneuern. Man vergleiche nur einmal den kürzlich erschienenen ersten Band des neuen Lexikons für Theologie und Kirche mit dem ersten Band der früheren Auflage, und der Unterschied wird in die Augen springen. In den «Fragen der Theologie heute» werden wesentliche Gebiete der Dogmatik behandelt. Man lese nur den geistvollen, etwas kühnen Aufsatz über die Eschatologie, den in die Tiefe bohrenden über Natur und Gnade, den vorsichtigen über Urstand und Urgeschichte des Menschen oder die aus der ökumenischen Auseinandersetzung hervorgegangene Darstellung des Kirchenbegriffes. Längere Zeit hatte es den Anschein, als befasse sich die katholische Theologie neuerdings nur mehr mit mariologischen Fragen. Ein Blick in diesen Churer-Band zeigt, daß die Mariologie zwar in unserer Theologie Recht und Raum hat, aber keineswegs im Zentrum steht.

So ist also die Arbeit in vollem Gange und es ist eine wahre Freude, diese Lebendigkeit zu sehen. Selbstverständlich werden da und dort Mißgriffe vorkommen, falsche Schritte gewagt werden, Mißverständnisse oder auch unrichtige Formulierungen sich zum Worte melden. Aber das gehört nun einmal zur menschlichen Arbeit. Man darf über all dem das Posi-

tive des Einsatzes nicht übersehen und nicht unterschätzen. Es geht ein frischer Zug durch die Arbeit. Es ist das Verdienst des Churer Buches, dieses frische Leben gezeigt und gefördert zu haben. Wir freuen uns darüber und sind für alles dankbar.

### *Ein Zweites*

wird in diesem Band sichtbar, und zwar naturgemäß vor allem in seinem ersten, fundamentaltheologischen Teil, nämlich das Verhältnis zur protestantischen Theologie. Die nachtridentinische Theologie hatte begrifflicher Weise im Katholizismus gerade das betont und herausgearbeitet, was im Unterschied und Gegensatz zur protestantischen Theologie stand. Gelegentliche Einseitigkeiten waren dabei unvermeidlich. Mit Verschwommenheit war niemandem gedient. Die Grenzlinien mußten klar gezogen werden. Eine neue Phase des Ja und des Nein brachte das Vaticanum. Heute ist all das stark abgeebbt. Das bloße Nein wird, wenn nicht allgemein, so doch von Vielen hüben und drüben allmählich überwunden. Man erkennt den Wahrheitskern, der auch dem Irrtum erobernde Kraft gibt. Man sucht diesen Kern herauszuschälen und fruchtbar zu machen.

Auf der andern Seite gab es katholische Theologen, die der protestantischen wissenschaftlichen Forschungsarbeit zu viel Bewunderung zollten, sich von ihr die Fragestellungen und den ganzen Entwicklungskurs vorschreiben ließen. Auch das klingt ab, denn man hat zu sehr die jähen Umschläge und Rückschläge der Entwicklung und die Pendelbewegungen in der Forschung feststellen müssen. Man denke nur an die Umstellung von der liberalen, humanitären Theologie zur dialektischen Theologie des Solus Deus. Oder man braucht nur festzustellen, wie man zur gleichen Zeit, da man der katholischen Theologie vorwirft, aristotelische Philosophie eingebaut zu haben, sich bemüht, moderne Existentialphilosophie in die theologische Arbeit hinein zu nehmen. An die Stelle bloßer Ablehnung oder blinder Bewunderung ist nun allmählich eine gemeinsame Arbeit getreten, wenigstens bei manchen Theologen, weil man die Aufgaben gemeinsam sieht und, wenn auch von verschiedenem Standort her, sich mit den gleichen Problemen auseinandersetzt.

So wird das Verhältnis von Schrift und Tradition wieder neu durchdacht. Der Protestant erkennt, gerade im Zusammenhang mit der Formgeschichte und mit dem Zurückgehen hinter die Evangelien in die Urgemeinde, die Bedeutung und den Einfluß der mündlichen Überlieferung. Der Katholik sieht deutlicher, daß Schrift und Tradition nicht einfach nebeneinander stehen, sondern in einem organischen Verhältnis miteinander verbunden sind. Die Bibel liefert nicht mehr bloß Einzelsätze gewissermaßen als biblische Argumente zum Erweis einer bereits feststehenden dogmatischen These, sondern man treibt ernste Bibeltheologie.

Weiterhin beschäftigt die Frage des Mythos Katholiken und Protestanten. Für die Katholiken ist durch die Feststellung der literarischen Gattung auch der Mythos als Darstellungsform zu seinem Recht gekommen, vorausgesetzt, daß man unter Mythos nicht bloß die Dramatisierung eines Gedankens versteht, sondern die bildhaft-dramatische Darstellung einer historischen Wirklichkeit. Protestantische Theologen betrachten vielfach nicht nur die Form, sondern auch den Inhalt des Mythos, so die Jungfrauengeburt, die Auferstehung usw. Aber die Frage als solche beschäftigt beide.

Daß auch die Lehre der Inspiration als eine besondere Art menschengewordenen Wortes immer wieder die Exegeten zum Nachdenken zwingt und immer wieder neue Einblicke und Verständnismöglichkeiten eröffnet, liegt auf der Hand. Nicht zuletzt ist es weiterhin die Frage des Primates, welche die Geister beschäftigt. Nachdem Cullmann einen eigentlichen Jurisdiktionsprimat bei Petrus festgestellt und nur die Sukzession über die Apostel hinaus für spätere Zeiten als recht-

mäßig bestritten hat, spitzt sich die Primatsfrage mehr und mehr auf diese Sukzessionsfrage zu. So entsteht in diesen und andern Fragen ein wirkliches Gespräch hinüber und herüber, und damit auch auf weite Strecken eine gemeinsame Geistesarbeit.

Freilich darf man sich dabei keinen Illusionen hingeben, denn neben dem erkenntnismäßigen, wissenschaftlichen Moment spielen hier auch affektive und emotionale Elemente eine große Rolle. Es gibt eine zwar nicht dogmatische, aber geschichtliche Tradition von 400 Jahren, die nicht leicht zu überwinden ist. Und sobald, geistig gesprochen, einem protestantischen Forscher am Horizont die Umrisse von St. Peter sichtbar werden, läuft er unbewußt Gefahr, seiner Arbeit eine andere Richtung zu geben. Wir machen ihm darob gar nicht ohne weiteres einen Vorwurf, denn es handelt sich dabei wie gesagt oft um unbewußte Vorgänge. Neben diesem Traditionselement spielt auch die Frage der Freiheit oder der Bindung eine nicht zu unterschätzende Rolle. Dazu kommen mancherlei catholica, die gar nicht zum Wesen des Katholischen gehören, aber einem Außenstehenden wesentlich erscheinen. All das und noch vieles andere spielt mit, wenn bisweilen die ruhige, sachliche Forschung nicht zu dem Ziel gelangt, zu dem sie vielleicht führen würde, wenn sie gradlinig und unbeschwert weitergeführt würde. Aber es ist unleugbar ein anderes Klima vorhanden, wobei allerdings auch noch hinzugefügt werden muß, daß keineswegs alle Kreise von Theologen davon erfaßt sind. Dieses neue Klima ist in der Churer Veröffentlichung deutlich und wohlthuend fühlbar.

### *Ein Drittes*

drängt sich noch auf: Die Verbindung zwischen Seelsorge und Theologie ist bedauerlicherweise immer noch sehr schwach. Seelsorger betrachten vielfach die Theologen als versponnene Problematiker, und Theologen kümmern sich oft wenig um die Praxis. Und doch müßten die Seelsorger wissen, daß sie nicht einfach Propagandamethoden anderer auf das religiöse Gebiet übertragen können, ohne daß dieses in kurzer Zeit verflacht, daß sie also auf Theologie angewiesen sind. Und die Theologen müßten wissen, daß zwar die Erforschung der Wahrheit als solche ihr Arbeitsgebiet ist, aber daß es sich bei ihnen um das Wort Gottes handelt, also um ein Wort, das nicht einfach objektive Wahrheit ist, sondern Selbstmitteilung Gottes an die Menschen, wesentlich auf Verkündigung ausgerichtet. Und sie müßten weiterhin wissen, daß diese Verkündigung eine Heilsbotschaft ist. Dementsprechend dürfte ihre Blickrichtung nicht von der Seelsorge absehen. Aber diese Verbindung der beiden Ufer ist noch sehr schwach. Erneuerungsbewegungen der Seelsorge sind größtenteils nicht von der Theologie inspiriert. Man denke etwa an die Entstehung der JOC, an den Einbau des ursprungsmäßig nicht katholischen Pfadfinderideals in die katholische Jugendarbeit, an den kühnen Vorstoß der Prêtres ouvriers, an den Durchbruch, den Lombardi und Leppich durch ihre Vorträge und Duval durch seine Lieder zur Laute versuchen, usw.

Am ehesten ist der Einfluß der Theologie noch bei der liturgischen Erneuerung zu spüren. Bei den großen Liturgiekongressen in Lugano, in Assisi und in Straßburg ist das deutlich geworden. Das Volksliturgische Apostolat zu Klosterneuburg in Österreich, das Centre de pastorale liturgique in Frankreich und das Trierer Institut versuchen theologische Erkenntnisse der Liturgiewissenschaft für die praktische Gestaltung des Gottesdienstes fruchtbar zu machen. Aber die Arbeit ist vielfach noch zu sehr im Historischen stecken geblieben und müht sich da und dort um eine Wiederherstellung liturgischer Formen und Methoden der Vergangenheit, die doch nicht ohne weiteres in unsere Situation übertragen werden können. Gerade der Aufsatz Fritz Hofmanns über die Glaubensgrundlagen der liturgischen Erneuerung zeigt, wie

wenig die theologische Grundlage noch zur Auswirkung gekommen ist.

Auch in der Katechetik – man vermißt die Darstellung im vorliegenden Band – haben die Arbeit am deutschen Einheitskatechismus einerseits und die Schwierigkeiten, auf die der französische Katechismus gestoßen ist auf der andern Seite sichtbar werden lassen, daß es hier nicht bloß um Methode und Darstellung geht, sondern um theologische Grundhaltungen. In der Homiletik sind wir von der Fruchtbarmachung der Theologie noch weit entfernt. Man muß nur einmal an einer theologischen Bildungsstätte die Probepredigten der jungen Theologen anhören! Entweder sind sie theologisch gestaltet und dann aber zumeist völlig lebensfremd, abstrakt, unwirksam. Oder aber sie sind praktisch ausgerichtet, dann aber zumeist moralisierend, vielfach auf rein naturhafter Ethik beruhend, wenn nicht gar ein Haschen nach Effekten und ein krampfhaftes Suchen nach Scheinmodernität. Ein richtiges Schöpfen und Austeilen aus den Quellen ist selten. Auch Berufsprediger, wie die Volksmissionare es sind, bauen da und dort noch zu wenig auf dem Evangelium auf und lassen darum bisweilen den Ton der Frohbotschaft vermissen.

Die Herausgeber der «Fragen der Theologie heute» haben all das gespürt und darum auch jene Kluft zwischen Kirche und Welt, zwischen Religion und Leben in den letzten Aufsätzen aufgezeigt oder wenigstens durchblicken lassen. Wenn darin nach dem Laien gerufen wird, der heute eine besondere Sendung hat – im Laienkongreß des vergangenen Herbstes hat es der jetzige Papst mit seiner ganzen Autorität betont –, oder wenn eine Theologie der Arbeit gefordert wird, also eine theologische Begründung und Wertung des Tuns im weltlichen Beruf, so sind das nur Einzelversuche zur Überbrückung jener Kluft. Die Welt ist säkularisiert und die Kirche hat sich weithin auf den sakralen Raum zurückgezogen. Dieser Zustand muß überwunden werden, denn er widerspricht dem Wesen der christlichen Sendung und widerspricht auch den innersten Bedürfnissen und Sehnsüchten des Menschen und der Menschheit.

\*

So gibt denn dieser wertvolle Band Einblicke in die theologische Arbeit, sowohl durch das Aufzeigen dessen, was da ist und geschieht, wie auch durch die Andeutung dessen, was fehlt. Die Herausgeber waren sich all dessen sehr bewußt. Es bedeutet schon einen Fortschritt, daß sie in einem eigenen Teil das Gebiet «Theologie und Welt» zur Behandlung gebracht und durch die einzelnen Bearbeiter wertvolle Ansätze gezeigt und Hinweise gegeben haben. Vielleicht läßt sich bald einmal ein weiterer Band, oder lassen sich in freier Folge einzelne Schriften veröffentlichen, in denen noch weitere Fragen behandelt werden, die heute viele Menschen beschäftigen, Fragen aus dem Gebiet der Aszetik, z. B. Laienaszese, Weltpriesteraszese, Aszese der Säkularinstitute, Nutzbarmachung der tiefenpsychologischen Erkenntnisse für die Aszese usw. Oder auch Fragen aus dem Gebiet der Kirchengeschichte, der Hagiographie, Fragen der Missiologie, die gerade heute, in einer Zeit großer missionarischer Entscheidungen, bedeutsam sind. Vielleicht auch Probleme um das Gebiet «Theologie und Kunst». Ferner Einzelfragen aus der biblischen Theologie. Die vorzügliche Art, wie im Churer-Band der heutige Stand der Penta-teuchfrage dargestellt wird, zeigt, wie auch weitere Kreise über ein so schwieriges Fachgebiet informiert werden können. Daß auch soziologische Probleme von der christlichen Moral und vom Leben her sich sehr drängend und dringlich stellen, hat kürzlich das Münchener Gespräch zwischen prominenten Katholiken und Sozialisten gezeigt. Noch vieles wäre zu nennen und anzuregen. Das zeigt, wie sehr die Churer Veröffentlichung ins Lebendige getroffen hat. Ihre Lektüre gibt dem Leser so viel Wertvolles, daß er es bedauern würde, wenn es bei einer einmaligen Publikation dieser Art bliebe.

Es konnte sich in diesen Bemerkungen allgemeiner Natur nicht darum handeln, auf die einzelnen Aufsätze einzugehen, sondern bloß einige Erwägungen anzustellen, wie sie sich dem Leser aufdrängen, dem es um eine wirkliche Fruchtbarmachung der theologischen Arbeit geht. Auf alle Fälle haben die

Professoren des Priesterseminars in Chur die Tradition Gislens wieder aufgegriffen und sich in das theologische Gespräch der Gegenwart mit Geschick und Erfolg eingeschaltet. Wir gratulieren dem alten Seminar zu St. Luzi und wünschen ihm weitere Fortschritte in diesem erneuerten Geist. R. Gutzwiller

## Soziale Literatur

**Tappe Friedrich: Soziologie der japanischen Familie.** Verlag Aschendorff, Münster i. W., 1955. 154 Seiten, DM 11.50.

Ein höchst interessantes Buch, in dem am Beispiel eines großen Kulturreiches, der bis in die Gegenwart hineinragt, das beschrieben wird, was man sonst fast nur aus der Geschichte kennt: die streng patriarchalische Familie. In der Zeitschrift «Ehe und Familie» (Bielefeld) hat ein japanischer Gelehrter (Prof. A. Mikazuki, Tokio, in Fam.RZ, Jan. 1957, S. 12) anerkannt, daß Tappe, der seit einigen Jahren in Japan weilte, in allen wesentlichen Punkten das Richtige trifft, wenn ihm auch der Japaner dort nicht in allem folgen kann, wo das japanische Familiensystem mit christlichen Maßstäben (im Schlußkapitel) gemessen wird. Die japanische Familie, die auf Grund der offiziellen Moralbücher und Gesetzestexte beschrieben wird, ist eine Art von patriarchalischer Großfamilie, zu der auch die Geschwister des Hausherrn, verheiratete Söhne mit ihren Nachkommen und andere Verwandte gehören. Wenn auch die väterliche Macht durch das bürgerliche Gesetzbuch von 1898 eingeschränkt wurde, so blieb doch die Grundstruktur in der Wirklichkeit erhalten, bis sie unter dem Einfluß der industriellen Entwicklung und westlicher Ideen besonders in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg und unter der amerikanischen Besatzung sich aufzulösen scheint. Tappe greift in seinen Deutungen weit über den unmittelbaren Bereich auf größere Zusammenhänge des gesamten politischen, gesellschaftlichen und besonders auch wirtschaftlichen Systems hin und zeigt auch die Verwurzelung in religiösen Auffassungen des Buddhismus und Shintoismus auf. Vielleicht wäre es nun notwendig, nach den literarischen Studien auch richtige Feldstudien am lebendigen Objekt zu betreiben, um ein vollständiges Bild der so bedeutsamen Wirklichkeit zu gewinnen. Auf keinem andern Gebiet des geselligen Lebens ist ja das Leben selbst so eigenständig und von Gesetzen unabhängig wie gerade in der Familie.

Alles in allem eine Bereicherung unserer Kenntnis der verschiedenen Familiensysteme und ihrer Werte und Erfolge! J.Dd.

**Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie.** Verlag Hermann Luchterhand, Neuwied a. Rhein und Berlin.

Es ist höchst erfreulich, daß es wieder eine Zeitschrift nicht nur für praktische Rechtswissenschaft, sondern Rechts- und Sozialphilosophie gibt, und dazu noch eine von solcher Weite und Aufgeschlossenheit, wie die vorliegende.

So bringt Heft 2 des laufenden Jahrganges u. a. folgende Beiträge:  
Hans Kelsen, California: «Existentialismus in der Rechtswissenschaft?»,  
Johannes Meßner, Wien: «Naturrecht ist Existenzordnung»,  
Friedrich August Freiherr von der Heydte, Würzburg: «Vom Wesen des Naturrechts»,  
Anton-Hermann Chroust, Indiana: «The Natural Law Forum».

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10/11.

Druck: H. Bösigs Erben AG., Zürich 8.

Abonnement- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 12.—; halbjährl. Fr. 6.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. - Belgien-Luxemburg: Jährl. bFr. 170.—. Bestellungen durch Administration Orientierung, Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles, C. C. P. No. 218 505 — Deutschland: Vertrieb und Anzeigen, Verlagsanstalt Benziger & Co. AG., Köln, Martinstr. 20, Postcheckk. Köln 8369. Jährl. DM 12.—; halbjährl. DM 6.—. Abbestellungen nur zulässig zum Schluss eines Kalenderjahres, spätestens ein Monat vor dessen Ablauf. — Dänemark: Jährl. Kr. 22.—. Einzahlungen an P. J. Stübli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Jährl. fFr. 680.—. Bestellungen durch Administration Orientierung, Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, Compte Chèques Postaux 1065, mit Vermerk: Compte attente 644.270. — Italien-Vatikan: Jährl. Lire 1800.—. Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. — Oesterreich: Auslieferung, Verewaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG., Innsbruck, Maximilianstrasse 9, Postcheckkonto Nr. 128.571 (Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich Prof. Hugo Rahner). Jährl. Sch. 46.—. USA: Jährl. \$ 3.—.

Unter den kleineren Beiträgen sind zu nennen:

Josef Esser, Mainz: «Juristisches Denken»,  
Günter W. Remmling, Berlin: «Karl Mannheim 1893–1947»,  
Ernst W. Müller, Mainz: «Eine zentralafrikanische Herrschaftsinstitution in idealtypologischer Betrachtung».

Dazu kommen eine Reihe von Buchbesprechungen, die über die Neuerscheinungen in eingehender und kritischer Weise orientieren.

Wie man sieht, stehen in diesem Heft sehr nachdrücklich Probleme der *Naturrechtslehre* im Vordergrund. Der Beitrag des bekannten Wiener Ethik-Professors Joh. Meßner hebt in ganz besonderer Weise die Bedeutung der Familie und des Familienlebens für die Erkenntnis des Naturrechts heraus. Prof. von der Heydte setzt an den Anfang seines kenntnisreichen Artikels: «Die Generation unserer Väter war geneigt, das Recht als Zwangsordnung zu erfassen: als Zwangsordnung erfaßt vor allem der Rechtspositivismus das Recht. Erst die bittere Erfahrung der letzten Jahrzehnte, in denen der Zwang staatlicher Willkür sich immer wieder hinter rechtlichen Normen getarnt hat, ließ die Erkenntnis langsam wieder zum Durchbruch kommen, daß das Recht im Grunde keine Zwangsordnung sein, sondern daß es seinem Wesen nach nur als eine Ordnung geschützter Freiheit erfaßt werden kann.»

Heft 3 (September 1957) bringt u. a. einen Artikel von A. H. Chroust: «The Meaning of Law in a modern democratic society – Der Sinn des Gesetzes in einer modernen demokratischen Gesellschaft.» Sladeczek, Karlsruhe, behandelt die schwierige Frage: «Zum konstitutionellen Problem des Widerstandes»; Hans Müller «Willensfreiheit und Naturgesetzlichkeit in der sozialen Sphäre» (Quetelets «Soziale Physik»).

Es wäre sehr zu wünschen, daß nicht nur unsere Professoren, sondern auch die Elite unserer Juristen sich wieder vermehrt mit rechtsphilosophischen Problemen abgeben würden! J.Dd.

In Neuauflage erscheint soeben:

MICHAEL PFLIEGLER

### PRIESTERLICHE EXISTENZ

Bereits in verschiedenen fremdsprachigen Uebersetzungen erschienen!

12.—15. Tsd., 442 Seiten, Leinen sFr. 16.60

«Ohne es zu wollen, hat Pfliegler eine grossartige Apologie des katholischen Priestertums geschrieben, die überzeugt und bezwingt. Sein Buch ist ein herrlicher Ausschnitt aus der Geschichte der Kirche unserer Zeit, aus der Geschichte ihres inneren Lebens und ihrer Priester.»  
Stimmen der Zeit, Freiburg/Br.

Durch jede Buchhandlung

TYROLIA-VERLAG INNSBRUCK · WIEN · MÜNCHEN

### Neuerscheinungen für die Fastenzeit

Fulton J. Sheen

Dr. P. Ildefons Betschart, OSB

#### Kreuzweg unseres Herrn Jesus Christus

#### Das heilende Büssen

Mit 14 ganzseitigen Bildtafeln nach Plastiken von Bildhauer August Bläsi (Träger des Kunstpreises der Stadt Luzern 1957).

Vom Sterben und Auferstehen des Christenmenschen. Betrachtungen für jeden Tag der Fastenzeit. 176 Seiten. Illustriert. Geb. Fr. 8.90/DM 8.50.

64 Seiten, auf Kunstdruckpapier. Kartoniert Fr. 4.20/DM 4.—, Ganzleinen Fr. 5.80/DM 5.50. Ein Kreuzweg ganz eigenen Stils. Jeder moderne, kultivierte Christ wird sich besonders angesprochen fühlen.

«Die Bücher sind selten, aus denen das Thema der Busse den Menschen von heute so anspricht und in denen seine Situation so klar verstanden wird.»

(Das neue Buch, Luzern)

Durch jede Buchhandlung

REX-VERLAG LUZERN / MÜNCHEN